



KIEL 1969 – eine *Mythanalyse* zur Epistemologiegeschichte der deutschen Nachkriegsgeographie

Wolf-Dietrich Sahr

Departamento de Geografia, Universidade Federal do Paraná (UFPR), Brasilien

Correspondence to: Wolf-Dietrich Sahr (wolf.sahr@gmail.com)

Received: 30 October 2015 – Revised: 1 April 2016 – Accepted: 1 April 2016 – Published: 18 April 2016

Wenn der Mythos¹ die Verarbeitungsform von Übermachtformen sein soll – so Hans Blumenberg in seinem Buch „Arbeit am Mythos“ (Blumenberg, 1979:30) –, wenn er die wilde Welt besänftigen, dem Schrecken, dem wilden Entsetzen eine „Bedeutsamkeit“ (ebd.: 72) entgegensetzen soll, wenn angesichts seiner „Unheimlichkeit“ (ebd.: 132) die Wissenschaft ihm eine domestizierte Heimat geben soll, dann – ja – dann ist „Kiel 1969“ ein Mythos. Denn in Kiel wurde versucht, der mit dem konkreten Schrecken verbundenen national-sozialistisch geprägten Landschaftsepistemologie – so zumindest die gängige Assoziation – eine szientistische Gegenwelt zu entwerfen. Während also bis Kriegsende die Menschen an die Ketten ihres Blut- und Bodenschicksals gebunden schienen, sollten sie nun im kritischen Gegenzug befreit werden: das zumindest war die Hoffnung.

Wenn der Mythos auch die Bearbeitungsform von „Geschichten“ (ebd.: 163) sein soll, wenn er also Erfahrungen ordnet an der Grenze zwischen abstrakten Ideen und konkreter Materialität, auf einem Weg zwischen traditionellem Ursprungs- und künstlichem Projektionsmythos (ebd.: 192 und 238), dann — jaaaa — auch dann ist der Kieler Geographentag 1969 ein Mythos. Denn angesichts der unaussprechlich abstrakten Realität des Todes in den Konzentrationslagern, Schlamm und Schüssen auf den Schlachtfeldern, Hunger und Tränen in Flüchlingstrecks, angesichts zer-

störter Städte und zerbrochener Märkte, hatte die verbliebene Idee der „Landschaft“ etwas wohlthuend tröstendes, wenn auch nur als Flüchtiges aus der Vergangenheit. Der alte Mythos vom „Wesen der Landschaft“ (Bobek und Schmithüsen, 1949:113) war in „Kiel 1969“ schon verblasst und die Innenwelt der alten Geographen lag bloß. Zeitlos waren sie geworden in ihrem Glauben an die „Landschaft“, seziert und ausgesetzt der Gegenwart. Doch der Versuch der jungen Wilden, den Vorvätern einen neuen Weg zu weisen, sie einzubinden in die moderne Nachkriegsgesellschaft, erscheint heute lediglich als prekärer Bekehrungsversuch. Dass es möglich sei, die Alten von Besserem zu überzeugen, daran zumindest aber gab es 1969 einen Glauben.

Wenn — jaaaa — der Mythos dann auch noch einen heroisch-poetischen Akt beschreiben soll, wenn er an der „Vermenschlichung (Blumenberg, 1979:424) einer vormals aus Schicksal bestehenden Welt arbeitet, auch dann ist „Kiel 1969“ ein Mythos. Er ist Zeugnis einer existenzialistischen Revolte, bei der wissenschaftstheoretische Positionen prometheisch und heraklitisch zu individuellen Wissenschaftsprogrammen ausgebaut wurden, an denen sich Wissenschaftler-Persönlichkeiten herausbildeten. Bildung als kritisches Potential: das war die passionierte Liebe von 1969.

Alle drei Faktoren – Verarbeitung des Erlebten, epistemologische Konstruktion des Bearbeiteten und leidenschaftlich persönliche Positionierung innerhalb der Geographie – das sind die leitende Trinität meiner Reflektionen. Dabei ordne ich mich ein in das Konzert von Stimmen, die auf Anregung von Benedikt Korf (2014:291–292) einen Akkord unterschiedlicher Generationen ertönen lassen: Zeitgenossen und teils sogar Träger des Events (Ulrich Eisel, Benno Werlen, Jürgen Hasse, Peter Weichhart), die zeitnahe Folgegene-

¹Die Idee der „Mythanalyse“ ist ein Versuch, auf der Basis von Kriterien des Mythos, so wie sie Hans Blumenberg in seinem Buch „Arbeit am Mythos“ (1969) vorgeschlagen hat, den Kieler Geographentag und seine Weiterungen zu hinterfragen. Dabei orientiert sich der Gedankengang, ähnlich wie in Henri Lefebvres „Rhythmanalysis“ (2004), an der Dialektik zwischen Strukturen und lebensweltlichen Erfahrungen. Der Autor dankt hierbei explizit beiden sympathisch-kritischen Gutachtern.

ration (Ilse Hellbrecht, jetzt auch ich), und die Nachgeborenen, welche Kiel nur vom Hörensagen kennen (Bernd Belina, Boris Michel).

Kiel hat sich in den Raum des deutschsprachigen Diskurses der Geographie „eingekerbt“ (Deleuze und Guattari, 1988:524). Es ist vielleicht nicht so wichtig, ob dabei junge Geographen mit Kiel etwas anfangen können. Der Moment an sich war wichtig und verdient es, bedacht zu werden. Denn Kiel legte eine „Spur“ (Derrida, 1988:39), markiert einen Punkt der Öffnung, sowohl für jene Kollegen, die heute wie Prometheus an den wissenschaftlichen Ketten des Kaukasus der Universitäten hängen, als auch für jene, welche – Herakles gleich – noch immer auf der Suche nach der keryniischen Weisheit sind, teils innerhalb, teils außerhalb der akademischen Gemeinschaft, aber immer in der Mitte von Epistemologie und Gesellschaft.

1 Der Mythos als Verarbeitung von Übermachtformen

In einem Europa, das auf einen siebzigjährigen Frieden zurückblickt, mag es schwer verständlich sein, wie sich viele unserer Eltern zur „Stunde Null“ gefühlt haben, auch wenn uns die Flüchtlingsrealität gerade wieder ins Gedächtnis zurückkehrt. Wie sie damals zu Millionen als einzige Heimat einen Koffer, einen zerbombten Keller, ein Zimmer in einer fremden Wohnung, eine Nissenhütte, oder einen Platz im Gefangenen- oder Internierungslager hatten, sofern sie überhaupt überlebten. Auch können wir schwierig nachvollziehen, wie nach den ideologischen Ekstasen der Jahrhundertmitte der Tod so nackt sein konnte, dass er sich nicht einmal in Särgen versteckte, sondern offen als Skelette oder verbrannte Körper zeigte. Da gibt es Schweigen, viel Schweigen. Verständlicher Weise sind das Dinge, die „nie über die Schwelle des nationalen Bewusstseins getreten sind“, wie W. G. Sebald in seinen Zürcher Vorlesungen schreibt (2001:19).

Hier hinein wurde die kleine rebellische Gruppe von „Kiel 1969“ geboren. Ganz in der Nähe dieser Ostseestadt, 24 Jahre zuvor, war in Flensburg die Kapitulation Deutschlands unterzeichnet worden. Es mag ein reiner Zufall sein: aber zwei Jahre nach der Kapitulation, im Wintersemester 1947/48, sitzt mein Vater genau an jener Kieler Universität, die 1969 den Geographentag veranstalten wird, in einem notdürftig abgedeckten Raum, zusammen mit anderen Studenten, dicht gedrängt an einen Bollerofen, der mit Kohlen geheizt wird, welche die Studenten wahrscheinlich vom Hauptbahnhof gestohlen haben und jetzt als „Hörergeld“ einsetzen – so hatte es mein Vater erzählt. Er hört die Vorlesung (oder das Seminar) zur Regionalen Geographie Südamerikas des Oskar-Schmieder-Assistenten Herbert Wilhelmy. Seine Aufschriebe, auf holzhaltigem braunen Papier mit zittriger Hand gekritzelt, in ganz kleiner Schreibe, um Platz zu sparen, befinden sich noch heute im Besitz unserer Familie. Dieses Bild

ist „mein Kiel“. Ich evoziere es hier – und stelle mir die vielleicht nicht ganz so dumme Frage: mit welcher Epistemologie diskutierten sie in solcher Situation Geographie, angesichts der materiellen Leere und existentiellen Ängste der damaligen Zeit?

Für die Menschen damals muss das Dritte Reich eine ungeheure Last hinterlassen haben, und einen unerträglichen, bis heute kaum thematisierten Zwiespalt. Die herrschende nationalsozialistische Ideologie, und mit ihr die Geographie (vgl. dazu Urbs et Regio 51, 1989, und auch Rössler, 1990) hatten einen zerissenen Spagat konstruiert zwischen Tradition und Moderne. Denn die Geographie der Vorkriegszeit war gespalten zwischen der Beschreibung eines traditionellen Heimatidylls auf der einen Seite – so wie das heimelige Todtnau für Heideggers Nachdenken über Holzwege – und dem technologischen Optimismus der Planungspolitik, die einen Walter Christaller mit seinen Ukraineplänen hervorgebracht hatte (Rössler, 1990:171ff.). Beide Visionen waren merkwürdig miteinander verkettet: Heimatgeographie hier, Militarisierung der Welt dort. Verschwiegen worden aber war – dazwischen – die wahrhaft heimatlose Kälte, die man in den Baracken der Konzentrationslager spürte und bei den Heereszügen in den fremden Weiten Russlands. Dazwischen lagen auch, seit Kriegsende, zerbombte Fabriken in Wolfsburg, die zerstörten Hamburger, Kieler und Bremerhavener Häfen, ganze Städte mit leeren historischen Fassaden, wie in Dresden, Köln, Stuttgart und anderen Orten.

Dies war die Situation der damaligen Generation: „Wir sind noch einmal davongekommen“ (im Original: *The skin of our teeth*). So sah sie Thornton Wilder bereits 1944 im Zürcher Schauspielhaus vorher (Wilder, 1999). Nach dem Krieg stand die Vätergeneration „Draußen vor der Tür“ (Borchert, 1977). Doch es gab kaum noch Türen, und somit auch keine perspektivische Linie für einen Blick nach draußen oder drinnen, oder für eine anschaulich gerahmte Geographie, auch wenn erste „Mauerblümchen“ schon früh in den Ritzen solcher Ruinen erblühten, wie Wolfgang Hartke. Die Mehrheit der Nachkriegsgeographen lebte auf einem Trümmerberg. Sie waren Waisen ihrer Zeit, unabhängig, ob sie sich schuldig gemacht hatten oder nicht.

Als Folge dieser Situation überwinterten in den Schulbüchern meiner Generation bis in die 1960er Jahre Vorstellungen einer Landschafts- und Länderkunde aus der Vorkriegszeit, der jetzt der soziale Rahmen fehlte. Die angebotenen Bilder hatten nach 25 Jahren Wiederaufbau keinen lebensweltlichen Gegenwert mehr. Ich kam 1964 in die Schule, zunächst in Stuttgart, später dann in Neumünster (Schleswig-Holstein). Abbildungen meiner Schulbücher, besonders aus dem „Heimatkunde“-Unterricht, zeigen mir Lebenswelten, welche des alltäglichen Bezuges weitgehend entlee(h)rt waren: wir sahen Knickebockerhosen und Kleiderschürzen, Sonnenaufgänge und Bauernhäuser, manchmal auch die heroischen Kräne des Wiederaufbaus. Nicht aber sahen wir den Sozialen Wohnungsbau und die modernisierten Fabriken, Dralon und Perlon, Gewerkschaften und Elektro-

loks, Telefon und Zentralheizung, das alles kam selten oder fast nie in den Schulbüchern vor.

Das Fehlen passender Bilder aber erlaubte auch keinen Übergang zu der Vergangenheit unserer Eltern. Und so wussten wir kaum, wo wir herkamen, und nur wenig, wohin wir wollten. In einem Gespräch mit dem Politologen Kurt Sontheimer und dem Springer-Journalisten Matthias Walden hat Daniel Cohn-Bendit, an der Seite Rudi Dutschkes sitzend, in Günter Nenning's Club 2 (ORF) am 13. Juni 1978 von einer „verwaisten Generation“ gesprochen. Dabei sprach er für meine Generation, aber wir sollten auch an die Alten denken, auch in der Geographie. Wie wir, waren auch sie Waisen. Zeichen dieser Verwaisung scheinen mir folgende: in der Nachkriegszeit hatte die Geographie ihre soziale Funktion als Gemeinschafts- (und Landschafts-)geist verloren. Auch machten die Konkretisierungen der alten Länderkunde keinen Sinn mehr, sie waren zu Stereotypen imaginiert und historisiert. Und zudem waren auch die theoretischen Grundannahmen der Länderkunde aus den zwanziger Jahren vollkommen aus der Debatte verschwunden.

Auch wenn die theoretische Diskussion in der Geographie danach noch lange prekär geblieben ist, der geistesgeschichtliche Hintergrund von Weimar, der berühmten Zwanziger Jahre, scheint mir ein außergewöhnlich reicher philosophischer und künstlerischer *background* gewesen zu sein. Es ging um Neo-Kantianismus, Neo-Positivismus, Lebensphilosophie und Phänomenologie, um Abstraktionismus, Expressionismus und neue Sachlichkeit – alles aktive philosophische und künstlerische Strömungen, welche von Geographen oft indirekt in die Länder- und Landschaftskunde eingebaut worden waren, aber nicht explizit reflektiert wurden. Deshalb sollte man die Länderkunde nicht als epistemologisches „Konstrukt“, z.B. Alfred Hettners, abtun (Wardenga, 1995), oder als „semantisch gefüllte Formel“ (Hard, 2003a:143). Es steckt meines Erachtens mehr dahinter.²

Der implizite Konnex zwischen Philosophie und geographischer Theorie aber ging mit der nationalsozialistischen Gleichschaltung der Wissenschaften verloren. Während in den 1920er und zum Beginn der 1930er Jahre noch ein ganzes Panorama von Konstrukten der Länder- und Landschaftskunde nebeneinander existierte, wie die „dynamische Länderkunde“ (Hans Spethmann), die „rhythmische Geographie“ (Volz), die „Geopsyche“ (Hellpach), die „Zentrale-Orte Theorie“ (Christaller), aber auch die „Landschaftskunde“ (Siegfried Passarge), die „expressive Geographie“ (Ewald Banse) und das beängstigende Konvolut des „Volks- und Kultur-Bodens“ (Penck), so findet sich nach 1933 nur

noch wenig davon. Es stellt sich deshalb die historische Frage: Wie konnte es, angesichts der epistemologischen Fülle der 1920er Jahre in so kurzer Zeit eine solche Reduktion geben, dass sich alles auf die staatlich verordnete Geographie einer Angewandten Geographie der Raumforschung und einer propagandistischen Schulgeographie verengt? Gab es hier Zusammenhänge zwischen der systemischen Welt und den geographischen Weltbildern?

Mir scheint es interessant, dass sich im Geografiker 3, der kurz vor dem Geographentag 1969 erschienenen Nummer der Berliner Fachschaftszeitung, alle Ansätze der 1920er Jahre mit ihren Verlängerungen bis in die 1960er Jahren hinein in einem einzigen *pastiche* vereint sehen. Neben der Blindheit der alten Generation erscheint hier, am Bruchpunkt „Kiel 1969“, auch eine mangelhafte Differenzierungsfähigkeit der jungen Geographen aufzutauchen (Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel). Sogar H.-D. Schultz's großartiger und detaillierter Abriss über die Deutsche Geographie 1800–1970 (1980), mit Abstand sicher das beste, was zu dem Thema gesagt worden ist, umgeht den Moment der Homogenisierung der Geographie mit beredtem Schweigen (siehe sein Kapitel 5). Genau an diesem Ort aber, also um 1930, scheint mir der Ursprung der Mythogenese zu liegen.

Lassen wir uns einmal nicht blenden von den so liebgewonnenen Heroen-Erzählungen der Kieler, und machen wir uns einmal nicht lustig über die lächerlichen Rückzugsgefechte der Länder- und Landschaftskundler. Dann lässt sich bei genauerem Hinsehen ein merkwürdiges psychologisches, aber nicht unbedingt argumentatives Wechselspiel zwischen Bruch und Kontinuität vor und nach Kiel beobachten, und dies auf allen Seiten.

Denn neben den drei Verweisungen aus der Vergangenheit tauchen hier auch zwei Verweisungen in die Zukunft auf. Da ist zunächst der Hinweis auf die moderne, technisch orientierte Geographie, welche Gesellschaft als funktionalen Körper begreift, wie im „spatial approach“ (Bartels, 1968) oder später in der funktionalistischen Sozialgeographie (Maier et al., 1977). Beide Betrachtungsweisen sind instrumental für eine neue angewandte und planungsorientierte Geographie, welche so unbekannt aus dem Dritten Reich nicht war. Zum anderen gibt es die individualtheoretische Verweisung, die zunächst als kritische Geographie daher kommt, avantgardistisch, aktivistisch, links (Uli Eisel, Gunter Leng, Günther Beck), und dann auch als lebensweltlich orientierte phänomenologische Geographie (Jürgen Pohl, Sabine Tzschaschel). Auch diese beiden Betrachtungsweisen nähern sich, wenn auch kritisch, den Feldern, die es im Dritten Reich schon gab, nämlich als menschenbildliche Ergänzung der Schulgeographie.

Beide Versuche der 1969er Reform, Angewandte Geographie und Schulgeographie, bleiben jedoch bis in die 1980er Jahre in Deutschland weitgehend unbeachtet. Ganz anders in den USA, die im damaligen Westdeutschland auch für die jungen Wilden in der Geographie Popkultur waren. Dort weiteten sich beide Tendenzen zu epistemologischen Feldern

²In einem einführenden Artikel zu einer Hettner-Übersetzung ins Portugiesische haben Leonardo Arantes und ich auf diese notwendige neue philosophische Kontextualisierung der damaligen Konzepte hingewiesen (Sahr und Arantes, 2011). Sicher müssten wir das noch einmal vor einem deutschsprachigen Publikum wiederholen, und damit müsste auch eine archäologische Analyse dieser Texte einher gehen, welche das Implizite ins Explizite wendet.

aus, welche neben neuen, mathematisch-technischen Ansätzen (*New Geography*, später GIS-Systeme) mit der *Radi-cal/Critical Geography* und der *Humanistic Geography* auch sozialgeographisch an Farbe gewannen. Unschwer erkennt man die Fortführung des Widerspruchs zwischen System (Technizität) und Menschenbild (Ideologie).

2 Die Bearbeitung des Mythos als Epistemologie

Vor dem Hintergrund beider Verweisungen (Technik versus Menschenbild) machen die Bearbeitungsstrukturen des Mythos „Länderkunde“ in Kiel 1969 einen breiteren Sinn. Sie sind eingebettet in eine gespürte gesellschaftliche Transformation. Natürlich kann ich das nur über Erzählungen rekonstruieren, denn in jenem Jahr war ich gerade einmal 12 Jahre alt.

Was also machte ich, als der Kieler Geographentag stattfand? Vermutlich gerade Ferien..... nur dumm, dass ich mich nicht mehr an die Nordseeinsel erinnern kann: war es Juist, Nordeneby oder Spiekeroog? Von Neumünster (Schleswig-Holstein) waren die Ostfriesischen Inseln gerade einmal 150 Kilometer entfernt – heute ein Katzensprung. Doch damals, wenigstens in unserer Familie, war das DIE grosse Jahresreise, und noch dazu mit dem Zug. Welchen Anfahrtsweg hatten da wohl die Teilnehmer des Geographentages, noch dazu die studentischen, an einen Austragungsort, welcher so peripher zur (West-)Republik lag. Vielleicht ein Grund für die „nur“ verlesene Positionsbestimmung der Studenten, von der Uli Eisel berichtet (2014:317). Wie gesagt, ich ging in Neumünster zur Schule, 30 km von Kiel entfernt. Nicht auf irgendeine, sondern auf die Holstenschule: ein neusprachliches Gymnasium, bekannt als Referendariatsschule in ganz Schleswig-Holstein. Alle Referendare waren Studenten der Universität Kiel, auch die im Fach Geographie, und somit kam ich in den Genuss der neuesten Ansätze. Wieder einmal ist da „mein Kiel“. Unsere Schule war verrufen. Sie war eine linke Schule. Fast alle Lehrer gehörten zur GEW (= Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft). Und unser Schulsprecher hiess Gerd Achterberg, Bruder des berühmten Kieler ASTA-Vorsitzenden Bernd Achterberg. Insofern hatten wir die Revolution im eigenen Haus, und übten sie tüchtig. Ich, in der Unter-Tertia (so der Klassenname 8 damals), sehe mich auf dem Schulhof: Sitzstreik, Teach-in, andere übten erstmals mit dem Megafon, Raum- und Lehrermangel die Themen. Es war unerhört: Unterricht hatte ich oft bei Nicht-Lehrern – *native speakern* aus Amerika, Chemiker aus der Industrie, und Mathematik überhaupt nicht. Manchmal war der Schulflur Klassenzimmer, dazu gab es „Wanderklassen“, das heisst wir waren Schüler ohne Raum.

Warum erzähle ich das? Weil die hier beschriebene Situation das diskutierte „Kiel 1969“ vielleicht etwas weniger mythisch, dafür aber um so materieller macht. Die Bundesrepublik war schlicht zu klein geworden. Politisch, moralisch, räumlich, und vor allem im Bildungssystem. 1964 hatte Ge-

org Picht ein Buch über den Bildungsnotstand veröffentlicht, und ab 1967 war klar, dass Bildung nicht nur ein materielles, sondern auch ein intellektuelles Problem war. Immer mehr junge Menschen wurden geboren (es war noch vor dem Pillenknick), aber immer weniger konnten sich in ihrem Land orientieren. In welcher Bundesrepublik lebten wir? Heinrich Lübke, der Bundespräsident, hatte KZs gebaut; Kiesinger, der Bundeskanzler, war seit 1933 Parteigenosse, SA-Mann und Mitarbeiter in Ribbentrops Auswärtigem Amt gewesen. Die Eltern schwiegen. 1967 starb Benno Ohnesorg; die Umstände schildert Uwe Timm (2007). Im Juni 1969 sollte, schon nach zwanzig Jahren, jeglicher Mord und Völkermord verjähren: gerechnet wurde ab 1949 – Stunde Null in der Bundesrepublik – das wäre ein Ende ohne Abrechnung geworden, ohne Sühne. Die Frist wurde dann zum Glück bis 1979 verlängert, und in jenem Jahr endgültig aufgehoben. Am 21. Oktober 1969 – wenige Wochen nach dem Geographentag – wurde Willy Brandt Bundeskanzler, der, so mein Vater (sonst eher liberal), die Bundesrepublik an „die da drüben“ verkaufte. Vor allem ging es um die „Ostgebiete“, für mich ein Phantasieland, ein Kindermärchen, für meine Eltern Heimat. Meine Familie bestand nur aus Flüchtlingen, sie hatten Asyl gefunden in der West-Republik – eine Rückkehrmöglichkeit gab es nicht, und so stellte sich auch keine Frage nach einem sicheren Herkunftsland. Siegfried Lenz erzählt in seinem Roman „Heimatismuseum“ den Verlust (1981), ein lesenswertes Buch angesichts der heutigen Szenen in Mittelmeer und Zentraleuropa.

Doch wie äußerte sich das in der aufbrechenden epistemologischen Diskussion der Geographie? Hier arbeitet der Mythos von Kiel am Mythos der Länderkunde, und ich rutsche von biographischen Verweisungen in die epistemologische Diskussion. Die alt-positivistische Länderkunde, aber auch die Landschaftskunde (letztere etwas weniger tot) waren ja schon weitgehend zusammengebrochen. Ute Warden-gas Analyse zeigt das deutlich (2006:145). Trotzdem erscheint die Kritik einer kleinen Gruppe junger Studenten heute so aufregend und aufbrechend; und trotzdem fiel auch die Reaktion zur Rettung der Landschaftskunde so überaus gewaltig aus (vgl. Leser, 2014).

Für eine Mythanalyse ist dies mehr als interessant. Nach Blumenberg resultiert die Erneuerung eines Mythos aus einem „Bedürfnis an Bedeutsamkeit“ (1979:108). Dieses Bedürfnis entsteht, wenn Bedeutung verloren gegangen ist. Deshalb wendet der Mythos zur Bedeutungsverstärkung die „Indifferenz von Zeit und Raum“ (ebd.: 109) an: „Herstellung von Gleichzeitigkeit ist bevorzugtes Mittel zur Herbeiführung mythischer Deutlichkeit“ (ebd.: 115). Die Vergleichzeitigung unterschiedlicher länder- und landschaftskundlicher Positionen aus den zwanziger bis in die sechziger Jahre, welche sich im Geografiker 3 offenbart hatte, scheint mir deshalb kein Zufall. Sie wurde von den Jung-Geographen eingesetzt, um einen anderen Sinn zu erzeugen (Geografiker 3, 1969:17ff.). Insofern waren die Verweisungen wohl die Ursache des Mythos, und die Verweisungen ihre Folge.

Das Fehlen des Pluralismus führte zur Implosion der „Landschaft“. Doch in „Kiel 1969“ umkreiste man/frau, ohne es zu merken, dann einen schon weitgehend leeren Kreis. Bedeutung entstand erst aus dieser Leere und dem Versuch, sie zu füllen.

Blumenberg erklärt, dass mythisches Arbeiten auch aus der Intensivierung von Gestalttendenzen besteht: dazu dienen die „quantitative Steigerung der Angaben, Umtypisierung unbestimmter Phänomene, Synchronisierung distanter Vorgänge“ (1979:118). Vor diesem Hintergrund versteht sich, warum die Länder- und Landschaftskunde in ihrem „Wesen“ (Hettner, 1927) zum Zielpunkt der Kritik geworden war. Sie wird mit theoretisch weitgehend unzulänglicher Sprache (auf beiden Seiten) ein GEGENstand, positioniert auf der unscharfen Trennlinie zwischen Totalität der Landschaft und Totalitarismus der (vergangenen) Gesellschaft. Und es erschließt sich auch, wie dabei das historisch entstandene ungleichzeitig auf der epistemologischen Oberflächliche der Analyse synchronisiert wird.

Interessanter als die vergangenheitsorientierte Analyse der Verwaisungen, also des Herkunftsmythos, scheint mir die Betrachtung des projektiven Mythos, der Verweisungen. Denn hier geht es um die Entwicklung von epistemologischem Werkzeug, welches zur mythischen Umkreisung eingesetzt wird (vgl. Eisel, 2014; Werlen, 2014). Und dieses Werkzeug scheinen mir die damals erstarkenden Gesellschafts- und Bedeutungstheorien zu sein.

Zunächst die Gesellschaft: Die gesellschaftliche Komponente der Vorkriegszeit hatte entscheidend auf dem Volksgedanken basiert. Sie wies damit klar kommunitären Charakter in emotionaler Verpackung auf. Mit ihren Visionen waren die Alt-Geographen teils freiwillig, teils weniger freiwillig durch den Nationalsozialismus gekommen. Das „Volk“ jedoch war nach 1945 keine tragende Konzeption der Gesellschaft mehr, es repräsentierte keinen semiotischen Kitt (zumindest in der Westrepublik).³ Vielmehr war es geteilt, desavouiert, wurde wie die Länder- und Landschaftskunde „Imagination in ihrem undeutlichen Raum“ (Eisel, 2014:316). So kam der Moment, wo der unbewusste Wunsch nach Mehr – geboren aus erfahrener Verlorenheit – in einen produktiven Wunsch nach Realexistenz transformiert werden musste (zu diesem Wunsch vgl. Deleuze und Guattari, 1977:36). Es ist dieser Wunsch, der „Gesellschaft“ genannt wurde. Er zeichnete sich als sozialpsychologisches Bild: im Leiden an der Leere wird er zunächst innerhalb einer kleinen Gruppe zur Leidenschaft, dann zur neuen Liebe, und schliesslich zu einer wirklich wirkenden Realität.

„Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben, nanananana“ (1972) sang Jürgen Marcus, der Darsteller des Claude aus dem Musical Hair, im Jahr 1972: ein Sommerhit. Für diesen Schlagertatbestand existierte jedoch, zumindest in der

Geographie, keine adequate wissenschaftliche (und literarische) Sprache. Die soziologisch-repetitiv-ratternden Vokabeln eines damals sehr simplizistischen marxistischen Gesellschaftsverständnisses sind ein beredtes Zeugnis dafür.⁴ „Theorie“ in jener Zeit war mehr Gefühl als wissenschaftliches Instrument.

Die fehlende Trennung zwischen theoretischer Distanz und Aktivismus erklärt so auch den „rauschhaften“ Charakter, welcher aus der „Einheit“ von „Leben... politischer Agitation, Theoriearbeit, Teach-ins, Freundschaft, Diskussion, die atemlos machte“ resultierte (Eisel, 2014:316). Neben den verräterischen (und sicher nicht beabsichtigten) Anklänge an Einheitsdenken und Helene Fischer in Uli Eisels Bemerkungen emergiert in solchen Äußerungen – und nicht nur dort – der unbegrenzt wirksame Wunsch nach Lust und Herrschaftsfreiheit, typisch für die damalige Zeit und bis heute mythisch kolportiert. Die Produktion des Mythos offenbart sich dabei an jener Stelle, wo die Grenze zwischen Wunsch und Gesellschaftlichem liegt (vgl. Deleuze und Guattari, 1977:107).

An solcher Grenzschicht wird die „gesellschaftliche Funktion“ (z.B. Eisel, 1970:13) existenzialistisch. Sie entfernt sich vom damals vorherrschenden Funktionalismus des Subjektes (ebd: 21), und ihre dialektisch-emanzipative Kraft füllt die Geographie mit einem pluralen Horizont, zu dem so unterschiedliche Gesellschaftskonzeptionen wie der soziologische Funktionalismus, der historisch-materialistische Ansatz, die zaghaften Pflänzchen der humanistischen Geographie, und schließlich der in der deutschsprachigen Geographie so wirkungsmächtige handlungstheoretische Diskurs gehören (Werlen, 1986; Weichhart, 1986). Man könnte von dem Beginn einer „geographischen Verlängerungslinie“ (Bloch, 1977:924) sprechen, oder einer „Fluchtlinie“ (Deleuze und Guattari, 1988:208), welche sich an der Grenze zwischen dem Subjekt als Innenwelt (inklusive dem gesellschaftlich verorteten Subjekt der Kritischen Theorie) und der Gesellschaft als Außenwelt (inklusive der Landschaft als ihrem materiellen Gegenpart) anlagert. Es handelt sich um ein „Gesicht“ (Deleuze und Guattari, 1988:200), gesichtet an der Grenze von Umwelt, System und Individuum, dort wo Handeln und Denken emergieren und „verHandelt“ werden (vgl. Sahr, 2003).

Was sich also nietzscheanisch in den 1960er Jahren in Kiel über sich selbst erhebt, gewinnt erst Ende der 1980er Jahre in der deutschsprachigen Geographie epistemologische Kontur. Erst dann nämlich steht ein adequates gesellschaftlichstheoretisches Szenario bereit (Hard, 2003a:158), welches – ganz ähnlich wie in den zwanziger Jahren die Länder- und Landschaftskunde – von Pluralität nur so strotzt. Ansätze wie Jürgen Habermas’ „kommunikative Gesellschaft“, verstan-

³Der Begriff „Volk“ hat nach 1989 wieder eine neue Wendung genommen, so dass es heute schwierig ist, jene Entleerung des Begriffs vollumfänglich nachzuvollziehen.

⁴Es muss angemerkt werden, dass die Simplizität der marxistischen Betrachtungsweise meist in den Rezipienten (wie mir), und nicht im Ansatz lag. Vgl. die Neubewertung von „Kiel 1969“ (Belina, 2014).

den als Prozess zwischen Lebenswelt und System (1981), Anthony Giddens' sich „strukturierende Gesellschaft“ zwischen Handlung und Struktur (1984), Niklas Luhmann's systemisch geformte „Gesellschaft der Gesellschaft“ zwischen Sein und Beobachtung (1997), oder auch die Ansätze von Michel Foucault (1971, orig. 1966), Pierre Bourdieu (1979, orig. 1972) und Henri Lefebvre (1991, orig. 1974) sind Bestandteil dieses neuen Pluralismus. Alle bearbeiten die Schnittstelle einer dialektischen Beziehung: Es ist die Linie zwischen objektiven Strukturen und Dispositionen der Subjektivierung. Das hegemoniale RaumZeitBild der Epistemologie von 1980 benötigt dazu die (mythische) Wiederherstellung des intellektuell entleerten Subjektes. Diese Auffüllung jedoch erfordert Zeit, und so erklärt sich Benno Werlens Beobachtung, dass es erst auf dem Geographentag von Bonn 1997 gelungen sei, das fertige Gesicht des Umbruchs von Kiel zu zeugen (2014:298).

Doch die Arbeit am Mythos geht weiter. Sie erfolgt auch auf der legendären *Cultural-Turn*-Sitzung des Leipziger Geographentages, und in direkter Folge auf der ersten Tagung der „Neuen Kulturgeographie“ (2003). Denn „Kiel 1969“ führt neben der soziologischen auch eine semiotische Komponente ein. „Was ist Landschaft?“ fragte Gerhard Hard (2002) schon 1970, nicht nur in Hinblick auf das von Gesellschaft entleerte Konzept der Landschaft, sondern auch in begrifflicher Hinsicht. Vor leerem Inhalt stand ein Wort. Seine Fassade (*façade, face, rosticité*) hatte die Bedeutsamkeit von Inhalt erlangt. Die Magie, die von diesem Wort-Ding ausgeht, war mythisch, geboren aus der Hypostasierung ihrer Verwendung im Alltag (ebd.: 139). Genau wegen dieses mythischen Charakters war es möglich geworden, alle Sicherungen einer wissenschaftlichen Begrifflichkeit im Dritten Reich auszuschalten.

Und so gilt: wie andere in der abstrakten Gesellschaftskritik ein Heilsversprechen gegen das konkrete Desaster „Reich III“ sahen, so versucht Hard in methodologischer Reflexion über Fachsprache und Wortinhalte eine semiotische Distanzierung. Es muss angemerkt werden, dass sich solche Distanzierung nicht nur zwischen „Allgemein- und Fachsprache“ abspielt, sondern auch diskursintern durch die Überführung des Begriffs „Landschaft“ in Termini wie „Wirkungsgefüge“, „Geosystem“, etc. (Hard, 2003a:149, orig. 1979). Aus Angst vor katastrophalen Vermischungen folgt Hard erklärter Weise Gaston Bachelard, welcher den Weg des Bruchs als Königsweg und Katharsis in der Wissenschaft bezeichnet. Distanzierung zwischen epistemologischer Reflektion und erlebtem Alltag wird damit zur Notwendigkeit in der Erzählung einer Tragödie.

Doch Hard's Kritik hat einen unterhöhlten Boden. Denn sie bedeutet, dass der Alltag des Nicht-Wissenschaftlers weiterhin mythisch verhandelt wird, während nur die Wissenschaft kritisch agieren könne. Das ist postmoderner Elitismus eines Intellektuellen. Und dies wird vor allem bei der „Spurenlese“ (Hard, 1989) deutlich. Hier durchbrechen immer wieder emotional erfahrbare Faktizitäten die semioti-

sche Oberfläche (Hard, 2003b:393ff., orig. 1995); Hard artikuliert deshalb sehr ehrlich sein Unbehagen, dass die *rupture epistemologique* (Bachelard) durch neue Sichtweisen auch wieder zurückgenommen werden könne, was dann jedoch „Kiel 1969“ als Absetzbewegung scheitern lassen würde (vgl. Hard, 2003b, 387, orig. 1979). Und in der Tat: der Bruch war nicht vollständig.

Die Beobachtung, das sowohl die Signifikations- als auch die Subjektivierungsstrukturen mit „Kiel 1969“ eine epistemologische Umbruchphase eingeläutet haben, muss im gesellschaftlichen Zusammenhang gesehen werden. Es ging hoch her damals. Und es mag wieder ein biographischer Zufall sein: Mein Vater, inzwischen vom nachkriegsbedingten Geographie-Studienabrecher (wegen Währungsreform) zum Bankbeamten der Landeszentralbank avanciert, tippt Anfang der 1970er Jahre in unserem Esszimmer auf seiner Adler-Schreibmaschine Wirtschaftsberichte (mit zahlreichen Kohlepapier-Durchschlägen, Kopierer gab es nicht). Diese halbjährlich an seine Hauptverwaltung gerichteten Berichte beschreiben den Strukturwandel. Ihr Inhalt ist dramatisch. In Neumünster (1964–1972) erlebten wir den vollständigen Niedergang der Textilindustrie – alle sieben Großfabriken der Stadt schlossen innerhalb weniger Jahre, die Industrie wanderte nach Jugoslawien ab: zehntausende Arbeitslose blieben. In Bremerhaven assistierten wir dem Zusammenbruch der Werftindustrie (1973–1974), die Japaner füllten die Lücke: die Stadt wurde grauer. Und schliesslich spielte sich im Hinterland Tübingens (meine Wohnzeit dort 1973–1977 und später als Student) die Strukturkrise der Schwäbischen Alb ab, in einem „Entwicklungsland“ innerhalb des „Musterländles“: *tristesse* der Dörfer. Nach gelungenem Wiederaufbau und erfolgreicher Reindustrialisierung nun also ein erneuter Zusammenbruch. Und wieder drohte Leere.

Diese „Leere“ wurde zu großen Teilen vom Tertiären Sektor aufgefangen, vor allem durch Bildung und Reisen: Bildungsausbau und Tourismus gehen Hand in Hand in den 1970er Jahren. Zur Interpretation dieses Phänomens greift wohl am einprägsamsten David Harvey's Erklärung vom Übergang des klassischen Kapitalismus zur flexiblen Akkumulation als „postmoderner Kondition“ (1989). Das wichtigste Resultat des Wandels scheint mir dabei die Gewinnung einer neuen Subjektivität zu sein. Sie spiegelt einen existentialistischen Gewinn und konkretisiert sich in der Vielfalt von Wissenschaft, Kunst und „alternativen“ Lebensstilen. Und hier greift kurioser Weise der Fortschritt in den Mythos zurück. Nun stricken sich auch Erzählungen von Heroen – und „Kiel 1969“ wird zum Schlachtfeld der alternativen Recken. Deshalb versucht der letzte Teil meiner Erzählung, „Kiel 1969“ auch noch eine Heldensage abzugewinnen, basierend auf dem, was ich vom Hörensagen kenne.

3 Die Autoren als Heldenerzählungen

„Kiel 1969“ tauchte für mich erst im Jahr 1978 im professorgetränkten Tübingen auf. Eine intellektuelle Insel im Süden Deutschlands: Hans Mayer, Ernst Bloch, Walter Jens, Hans Küng – das waren griffige Seniorennamen der regionalen Revolte in einem Bundesland „geglückter“ Modernisierung. In jenem Jahr weist Axel Borsdorf in seiner „Einführung in die Geographie“ am Tübinger Geographischen Institut auf Neuerungen in der „Länderkunde“ hin. Das Wort sagte mir überhaupt nichts, in der Schule hatten wir ja nur Erdkunde gehabt. Und die Stadt Kiel war in Süddeutschland weit weg, Tübingen war interessanter. Hier, am Fuss der Schwäbischen Alb, öffnete sich für mich die Welt in Vorlesungen am Geographischen Institut: Herbert Wilhelm, Günther Schweizer, Adolf Karger, Gerd Kohlhepp, Helmut Blume, Horst Kopp, Hans Grees, Hans Gebhard, alle waren in irgendeiner Form Repräsentanten der „Regionalen Geographie“, und dies unter Einschluss der Angewandten Geographie als „problemorientierter Länderkunde“. „Kiel 1969“ war also ein klassischer Fall von Bruchkontinuität geworden, die Länderkunde hatte sich „problematisiert“ und mutierte zur „Regionalen Geographie“.

Doch wie immer, die wirklichen Brüche fanden draußen statt. Der Häuserkampf im Frankfurter Westend (1974) ging zu Ende, der bleierne Herbst (1977) war vorbei. Aktiv waren die Häuserkämpfe in Berlin-Kreuzberg (1980/81), die Kölner Stollwerk-Besetzung (1981), die Hamburger Hafenstrasse (1981), die Tübinger Lokalversionen hießen Münzgasse (1977), Ludwigstraße (1979), Thiepval-Kaserne (1980). In denselben Jahren fanden auch die Anti-AKW Demonstrationen in Brokdorf statt, und der Dithmarscher Bauernkrieg wurde mit Polizei-Hubschraubern bekämpft. An der Startbahn-West in Frankfurt/Mörfelden sägte man Demonstranten von den Bäumen. Die Friedensdemo gegen amerikanische Atomraketen und sowjetische SS 20 auf der Hofgartenwiese in Bonn wurde ein Fest von „Chaoten“ (so Helmut Schmidt am Tag vor der Demo), welche mit Rosen durch Bonn zogen, während die Konsumgesellschaft für einen Tag ihre Schaufensterscheiben mit Sperrholz schützte. Im gleichen Jahr starb Klaus Rattay im Berliner Häuserkampf unter den Rädern eines Omnibus der BVG, wohin ihn die Polizei getrieben hatte.

1981 erlebte auch ich wieder „mein Kiel“. Erstmalig in der Institutsgeschichte des Geographischen Instituts in Tübingen fand ein Seminar zur „Theoretischen Geographie“ statt. Herman Grees und Rainer Schwarz hielten es ab, ganz konspirativ nach Schließung der Türen des gründerzeitlichen Gebäudes: es begann pünktlich um 18:15. Ich war einer von sechs Teilnehmern. Im Seminar erwähnte Alois Kneisle nur flüchtig „Kiel 1969“, aber Namen wie Dietrich Bartels und Gerhard Hard gehörten schon zum konsolidierten Kanon; auch von Uli Eisel, Wolfgang Schramke, Günther Beck, Gunter Leng und Jürgen Strassel konnte man hören und lesen (Frauen schien es nicht zu geben in dieser Männerwelt). Die Pro-

duktion der mythischen Helden von Kiel, für mich war sie ein Sitzungszimmer-Act. Ich befand mich erst auf dem Weg zum wissenschaftlichen Bewusstsein. Denn was die Protagonisten von Kiel angetrieben hatte, und was einige meiner Generation später versuchten fortzusetzen, war ja der „Wille zur Vernunft“, eine Suche nach dem „richtigen Bewusstsein“. Wir bemühten uns, versteckt vor anderen, um unsere eigene „emanzipative Kraft der Reflexion“ (Eisel, 1970:14–15), beriefen uns auf die Markenzeichen der Bewegung. Das aber waren weniger Ideen als vielmehr Persönlichkeiten. Heute wundert es mich, dass jene Zeit, welche so kollektiv empfunden wurde mit Massendemonstrationen und Wohngemeinschaften, Kollektivparteien (alternative und grüne Listen) und Bürger- und Kulturinitiativen, eigentlich Einzelgänger hervorbrachte. Die handelnden Personen der Geographie sind überwiegend intellektuelle Solitäre, weit entfernt von irgendwelchen Netzwerken. Doch gerade ihre intellektuelle Einsamkeit ist das Aushängeschild von Promethiden und Herakliten.

So bekämpfte Gerhard Hard, als semiotischer Sankt Georg, den Drachen der positivistischen Landschaftsbegriffe, und las wie ein Parzifal drei Tropfen im Schnee als mikroskopische Spuren. Andere Recken, Uli Eisel zum Beispiel, erlebten ihre *Âventiure* (mittelhochdeutsch) kritisch, wie Uli Eisel zum Beispiel beim Ritt von der Welt der Kartographie über die Geographie bis hin zur Landschaftsarchitektur, und gewannen so eine neue Liebe: das erinnert an Lanzelot, der sich in seine zunächst distanzierte Königin verliebt. Auch Helmut Klüter, immer zu begeistern für Abstraktionen auf dem Weg zum System, sucht Distanz, wenn er über die Entleiblichung der konkreten Materialität (2013) nachdenkt, die sich zwischen sozialen und ökologischen Systemen etabliert (Klüter, 2003): ein Erec, der damit gleich zwei *Âventiure*-Kurse durchläuft, den soziologischen und den ökologischen, um schließlich seine systemische Enite heimzuführen. Auch Jürgen Hasse, Gawain auf der Gralssuche des atmosphärisch-emotionalen Raums, hat seine Wurzeln in „Kiel 1969“. Doch zeigt er im Abenteuerwald weniger Berührungsängste als andere Ritter der *Table ronde*; sein Ansatz stimuliert, mehr aufspürend als spurenlesend, zur Suche nach noch nicht Erfahrenem (vgl. Hasse, 2012). H.-D. Schultz (1980) dagegegen distanziert sich wiederum lieber abgeklärt in Untersuchung der Vergangenheit, die *Âventiure* wird episch. Die Liste der Recken wäre verlängerbar (und ist insofern ungerecht), und mit weniger *Machismo* würden sich sicher einige Frauen finden, zumindest in der Nachfolgeneration (ein stellvertretender Gruß an Mechthild Rössler und Anne Gilbert).

Doch schließlich ist da noch Benno Werlen. Er erscheint in diesem Epos als Dietrich von Bern der deutschen Sozialgeographie⁵. Die vieldiskutierte Netzwerkanalyse in den Raumnachrichten (Steinbrink et al., 2010) und die Debatte

⁵Ich bitte die Leser um Verzeihung: biographisch geht es eigentlich um Fribourg und Zürich, aber dieser erfundene Recke passt so schön in den helvetischen Abenteuerwald.

darüber in den Berichten zur Deutschen Landeskunde (2012) verdeutlichen es. Zwar scheint es, als ob niemand Benno Werlens Ansatz so ganz bedingungslos folgen kann. Doch die heroisch ertragene Einsamkeit, welche auch in „Erwägen, Wissen, Ethik“ (2013) sichtbar wird, trägt als Zitatphänomen zur Mythologisierung bei. Sie distanziert den Ansatz an sich, und mythologisiert zugleich den Helden als radikal-widerständigen Recken mit „Mut“ (Meusburger, 1999:VIII).

Ganz postmodern werden nun auch im Netzwerk Form und Inhalt durch mythologische Synchronisierung und Heroisierung in Kongruenz gebracht. Und so transformieren sich Autoren wie Benno Werlen und die anderen oben genannten Protagonisten – durchaus gegen ihren Willen – zu wissenschaftlichen Positionen. Entleert der konkreten Argumentation und entortet der konkreten Person entsteht eine neue Zitatstruktur, die Raum schafft für neue produktive Mythen, zum Beispiel im Feld der Neuen Kulturgeographie. Insofern scheinen wir wieder am Beginn einer neuen Leere zu stehen, die sich diesmal aber als Folge einer überbordenden Fülle in Freiheit zeigt, und nicht als politisch gewollte Verengung einer Diktatur, wie 1930.

4 Ein unabgeschlossener Schluss

Der kurze Durchgang dieser Mythanalyse lässt vermuten, dass der Mythos von „Kiel 1969“ keineswegs räumlich und zeitlich punktuell ist. Er greift vielmehr als Ursprungsmythos zurück in die 1930er Jahre, in den Moment, als die polytheistische Vielfalt der Länderkunde zusammenbrach und in eine Politisch-Angewandte Geographie überführt wurde, abgefördert von einer spezifischen Form des ideologischen *streamlining* in der Schulpolitik. Er greift aber auch als Projektionsmythos voraus, wobei sich Gesellschafts- und Signifikationsstrukturen einen Weg als Fluchtlinie zu wissenschaftlichen Konzepten ebnet. Beide Elemente zusammen wurden von Deleuze/Guattari als „Gesichtigkeit“ (*rosticité*) bezeichnet: sie nennen dieses Gesicht – oh Zufall – das „Jahr Null“ (1987: 185ff.). Insofern ist die Sichtung von „Kiel 1969“ der Moment der absoluten Deterritorialisierung der „Landschaft“ (ebd.: 191) durch den „Sozius“ (Deleuze und Guattari, 1977:177ff.). Diese Deterritorialisierung zieht die Neubewertung von Subjektivität und Gesellschaft nach sich, und an diesem Punkt diskutieren wir noch heute, und hier öffnen sich neue Möglichkeiten für die Mythanalyse.

Beim Schreiben des Textes allerdings spielt sich draußen wieder Dramatisches ab. Explosionen in Afghanistan und im Irak, zerbombte Städte in Aleppo und Tripolis, Flüchtlingsboote im Mittelmeer, Tränengas in Mazedonien, ein neuer Zaun in Ungarn (vergessen der 1989 zerschnittene), Container mit toten Körpern auf Österreichs Straßen, brennende Flüchtlingsheime in Deutschland, lebensgefährliche Fluchtversuche durch den Kanaltunnel haben mir – erschreckend ungewollt – das „Kiel 1949“ meines Vaters und mein eigenes „Kiel 1978–1981“ mit einem neuen

mythologischen Sinn versehen. Noch bin ich sprachlos. Erschreckende Kongruenzen, erschreckende Konsequenzen. Es artikulieren sich Verweisungen wie jene von „Kiel 1969“, an deren Verweisungen es nun zu arbeiten gilt. Angesichts der Wiederkehr von Unheimlichkeiten, wie zum Beispiel des Zusammenbruchs der so sorgfältig und gewalttätig trennenden Grenze zwischen „Ersten“ und „Dritter Welt“, sehne ich mich fast wieder nach einem besänftigenden Mythos in der Epistemologie, der es ermöglichen könnte, die noch unfassbare neue Deterritorialisierung, die so ungeheuer nahe kommt, epistemologisch zu be- und verarbeiten. „Kiel 1969“ macht dabei nachdenklich.

Edited by: B. Korf

Reviewed by: two anonymous referees

Literatur

- Bartels, D.: Zur wissenschaftstheoretische Grundlegung einer Geographie des Menschen (= Beihefte z. Geogr. Zeitschr. 19), Steiner, Stuttgart, 1968.
- Belina, B.: Was der Mythos der modernen Geographie nach Kiel ausschließt, Geogr. Helv., 69, 305–307, doi:10.5194/gh-69-305-2014, 2014.
- Berichte zur Deutschen Landeskunde, 4, 297–444, 2012.
- Bloch, E.: Das Prinzip Hoffnung, 2. Bd., Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1977.
- Blumenberg, H.: Arbeit am Mythos, Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1979.
- Bobek, H. und Schmithüsen, J.: Die Landschaft im logischen System der Geographie, Erdkunde, 3, 112–120, 1949.
- Borchert, W.: Das Gesamtwerk, Rowohlt, Reinbek, 1977.
- Bourdieu, P.: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt/M., 1979 (Original 1972).
- Deleuze, G. und Guattari, F.: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I, Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1977 (Original 1972).
- Deleuze, G. und Guattari, F.: A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia II, Continuum International, London, New York, 1988 (Original 1980).
- Derrida, J.: Randgänge der Philosophie, Passagen, Wien, 1988.
- Eisel, U.: Überlegungen zur formalen und pragmatischen Kritik an der Landschafts- und Länderkunde, Geografiker, 4, 9–17, 1970.
- Eisel, U.: Alte Zeiten, neue Zeiten – Ein Bericht, verbunden mit einigen Gedanken über neugierige Identitätssuche, Geogr. Helv., 69, 313–317, doi:10.5194/gh-69-313-2014, 2014.
- Erwägen, Wissen, Ethik, 24, 1, 1–155, 2013.
- Foucault, M.: Die Ordnung der Dinge, Suhrkamp, Frankfurt/M., 1971 (orig. 1966).
- Geografiker, 3, 1–39, 1969.
- Giddens, A.: Die Konstitution der Gesellschaft, Campus, Frankfurt/M. und New York, 1992 (Original 1984).
- Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Suhrkamp, Frankfurt, 1981.
- Hard, G.: Geographie als Spurenlesen. Eine Möglichkeit, den Sinn und die Grenzen der Geographie zu formulieren, Zeitschr. f. Wirtschaftsgeographie, 33, 2–11, 1989.

- Hard, G.: „Was ist Landschaft?“. Über Ethymologie als Denkform in der geographischen Literatur (Original 1970), in: *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Bd. 1, Herausgeber: Hard, G., (= Osnabrücker Studien zur Geographie, 22), Osnabrück, 133–154, 2002.
- Hard, G.: Die Disziplin der Weißwäsher. Über Genese und Funktionen des Opportunismus in der Geographie (Original 1979), in: *Dimensionen Geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Bd. 2, Herausgeber: Hard, G., (= Osnabrücker Studien zur Geographie, 23), Osnabrück, 133–172, 2003a.
- Hard, G.: Szientistische und ästhetische Erfahrung in der Geographie. Die verborgene Ästhetik einer Wissenschaft (Original 1995), in: *Dimensionen Geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, Bd. 2, Herausgeber: Hard, G., (= Osnabrücker Studien zur Geographie, 23), Osnabrück, 387–403, 2003b.
- Harvey, D.: *The condition of Postmodernity. An enquiry into the origins of cultural change*, Blackwell, Oxford, 1989.
- Hasse, J.: *Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume*, jovis, Berlin, 2012.
- Hettner, A.: *Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden*, Ferdinand Hirt, Breslau, 1927.
- Klüter, H.: Raum als Umgebung, in: *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*, Herausgeber: Meusburger, P. und Schwan, T., (= Erdkundliches Wissen, 135), 217–238, 2003.
- Klüter, H.: Räumlichkeit oder Raumabstraktion. Erwägung Wissen Ethik, 24, 44–46, 2013.
- Korf, B.: Kiel 1969 – ein Mythos?, *Geogr. Helv.*, 69, 291–292, doi:10.5194/gh-69-291-2014, 2014.
- Lefebvre, H.: *The production of space*, Blackwell, Oxford/Cambridge, 1991 (Original 1974).
- Lefebvre, H.: *Rhythmanalysis. Space, Time and Everyday Life*, Continuum, London/New York, 2004.
- Lenz, S.: *Heimattmuseum*. Roman, dtv, München, 1981.
- Leser, H.: Geographie in Forschung und Gesellschaft: Wege und Wandel – Eine Ideenskizze*, *Geogr. Helv.*, 69, 115–120, doi:10.5194/gh-69-115-2014, 2014.
- Luhmann, N.: *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Wissenschaftliche Buchgesellschaft*, Darmstadt, 2002 (orig. Suhrkamp, Frankfurt/M., 1997).
- Maier, J., Paesler, R., Ruppert, K., und Schaffer, F.: *Sozialgeographie (= Das geographische Seminar)*, Westermann, Braunschweig, 1977.
- Meusburger, P.: Einleitung – Entstehung und Zielsetzung dieses Buches, in: *Handlungszentrierte Sozialgeographie*. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion, Herausgeber: Meusburger, P., (= Erdkundliches Wissen 130), Steiner, Stuttgart, VII–IX, 1999.
- Picht, G.: *Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation*, Walter Verlag, Freiburg/Breisgau, 1964.
- Rössler, M.: „Wissenschaft und Lebensraum“. Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie, D. Reimer, Berlin/Hamburg, 1990.
- Sahr, W.-D.: Das verHANDELNde ich und seine raumWELTEN. Überlegungen zu einer postmodernen Sozialgeographie, *Jenaer Geogr. Manusk.*, 30, 9–28, 2003.
- Sahr, W.-D. und Arantes, L.: A profusão das teorias espaciais e a fusão do espaço geográfico: Alfred Hettner e o projeto corológico, *GEOgraphia*, 13, 106–135, 2011.
- Schultz, H.-D.: *Die deutschsprachige Geographie von 1800–1970. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie (= Abhandlungen des Geographischen Institutes – Anthropogeographie*, 29), Berlin, 1980.
- Sebald, W. G.: *Luftkrieg und Literatur*, Fischer, Frankfurt a.M., 2001.
- Steinbrink, M., Zigmann, F., Ehebrecht, D., Scheka, Ph., Schmidt, J.-B., Stockmann, A., und Westholt, F.: *Netzwerk(analys)e in der deutschen Humangeographie*, www.raumnachrichten.de/diskussionen/1162-humangeographie, 2010.
- Timm, U.: *Der Freund und der Fremde. Eine Erzählung*, dtv, München, 2007.
- Urbs et Regio 51/1988: *Geographie und Nationalsozialismus. 3 Fallstudien zur Institution Geographie im Deutschen Reich und der Schweiz (= Kassler Schriften zur Geographie und Planung 51)*, Kassel, 1989.
- Wardenga, U.: *Geographie als Chorologie. Zur Genese und Struktur von Alfred Hettners Konstrukt der Geographie (= Erdkundliches Wissen 100)*, Steiner, Stuttgart, 1995.
- Wardenga, U.: German Geographical thought and the development of *Länderkunde*, *Inforgeo*, 18/19, 127–147, 2006.
- Weichhart, P.: Das Erkenntnisobjekt der Sozialgeographie aus handlungstheoretischer Sicht, *Geogr. Helv.* 41, 84–90, 1986.
- Werlen, B.: Thesen zur handlungstheoretischen Neuorientierung sozialgeographischer Forschung, *Geogr. Helv.*, 41, 67–76, 1986.
- Werlen, B.: Kiel 1969 – Leuchtturm oder Irrlicht?, *Geogr. Helv.*, 69, 293–299, doi:10.5194/gh-69-293-2014, 2014.
- Wilder, T.: *Wir sind noch einmal davon gekommen*, Fischer, Frankfurt a.M., 1999.